

Zeitschrift: Beiheft zum Bündner Monatsblatt
Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung
Band: 8 (1998)

Artikel: Mehrsprachigkeit und Sprachmischung in der neueren
bündnerromanischen Literatur
Autor: Riatsch, Clà
Kapitel: 3: Der sprachliche und literarische Hintergrund
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-821097>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

III. Der sprachliche und literarische Hintergrund

III.1. Romanisch als rezessive Kleinsprache

Mit seinen 50 000 Sprechern, die nicht mehr als 0.8% der Bevölkerung der Schweiz ausmachen, seinem unaufhaltsamen Rückgang, seiner schwachen Position in der Kontaktsituation mit dem (Schweizer)Deutschen, einer organisierten, um seine Erhaltung bemühten «Sprachbewegung» hat das Bündnerromanische typische Züge einer «Minderheitensprache»¹⁷⁸. Im folgenden soll zunächst die synchrone Kontaktsituation des Romanischen in groben Zügen skizziert werden (III.1.1.). Eine zweite Skizze gilt dem historischen Zusammenspiel von Sprachbedrohung und Sprachpflege (III.1.2.), eine dritte der sprachpflegerischen Polemik gegen «Sprachmischung» und «Mischsprache» als Indizien eines drohenden Sprachwechsels (III.1.3.) .

III.1.1. Labiler Bilinguismus, Diglossie, «Mischsprache»

Das nur im Sinne einer Abstraktion als «Sprache» zu bezeichnende Bündnerromanische¹⁷⁹ manifestiert sich in einer Vielzahl von Dorfdialekten und in fünf regionalen Koinen, die auch als Schriftidiome mit eigenen, oft umstrittenen Normen dienen. Als schriftliche Überdachungssprache und passive Koine bietet sich seit den Achtziger-Jahren das «Rumantsch Grischun» an. Für die Gegenwart ist von einer durchgehenden romanisch-deutschen Zweisprachigkeit aller Bündnerromanen auszugehen. Dabei wird auch die Diglossie Standarddeutsch-Schweizerdeutsch von den zweisprachigen Romanen weitgehend¹⁸⁰ beherrscht.

Zur Kompetenz der Romanen in Standarddeutsch und Schweizerdeutsch lässt sich aufgrund der wenigen Untersuchungen nicht sehr viel sagen. Wenn Kramer das Standarddeutsch der Disentiser generell als «etwas besser» («empau megliers») als dasjenige der Deutschschweizer (cfr. 1976:43) einstuft, muss selektive Wahrnehmung oder geringe Repräsentativität seiner

Gesprächspartner im Spiel sein. Eine von Cathomas durchgeführte, empirische Untersuchung der Zweisprachigkeit von in Chur lebenden Rätoromanen (Cathomas 1977) ergibt den folgenden Befund: «Die Rätoromanen sprechen gesamthaft also wohl (etwas) anders Deutsch als die Deutschsprachigen, aber es sind keine Anzeichen umfassender kommunikativer Defizienz feststellbar.» (1977:167). Kramer charakterisiert das Schweizerdeutsch der Bündner Oberländer als «dialect neutral e senza color, il schinum nau lungatg dil buffet dalla staziun dad Olten», Cla Biert verspottet das dialektale «Volapük-Deutsch» der Romanen, die sich entsprechende Kenntnisse nur einbildeten, in Wirklichkeit aber einen deutschen Dialekt «da tour e mütschir», «zum Davonlaufen»¹⁸¹, sprächen. Genauere Aussagen zum Schweizerdeutsch von weniger mobilen Romanen macht Lutz. Diese sprächen «mit starkem Akzent einen schweizerdeutschen Mischdialekt, der auch in der Schule gelernte standarddeutsche Elemente aufweist. Viel grösser ist jedoch die Gruppe derer, die tagtäglich schweizerdeutsch sprechen müssen. [...] Die meisten sind durchaus bereit, sich sprachlich anzupassen, auch wenn sie ihren romanischen Akzent nicht verleugnen.» (1982:267). Dieser «Akzent» erlaubt häufig, wie die Ergebnisse entsprechender Untersuchungen von Cathomas und Egloff zeigen, die Gruppe der in Chur lebenden Oberländer als solche zu identifizieren¹⁸². In den berüchtigten «Oberländer-Witzen» wird dieser «Akzent» zum Gegenstand spöttischer Nachahmung. Eindeutiger als ihre entsprechende Kompetenz scheint die Einstellung der Bündnerromanen zum Schweizerdeutsch; sie ist, wie Cathomas 1981 überzeugend darlegt, fast durchwegs positiv.

Die Zweisprachigkeit der Bündnerromanen wird von Berruto als «bilinguismo comunitario» eingestuft¹⁸³, Art und Anzahl der Diglossie(n) und ihre Überschneidung mit der Zweisprachigkeit sind Gegenstand linguistischer Diskussion. Kramer, Cathomas und Deplazes gehen grundsätzlich von einer Zweisprachigkeit mit Diglossie in beiden Sprachen aus¹⁸⁴, Berruto nimmt Romanisch und Schweizerdeutsch als Varianten desselben Pols einer Diglossie Standarddeutsch/Schweizerdeutsch-Romanisch zusammen und spricht für die innerromanische «Mehrsprachigkeit» von «bidialettismo»¹⁸⁵. Auch Haas fragt sich, ob für die romanischen Umgangssprachen und schriftlichen Standards von Diglossie gesprochen werden könne; es handle sich hierbei wohl vielmehr um «verschiedene Stile»¹⁸⁶. Der Status des Romanischen als Ausbausprache wird immer wieder relativiert, die Symmetrie der romanisch-deutschen Zweisprachigkeit in Frage gestellt. Di Luzio spricht von «espèce de bilinguisme asymétrique», in dem das Romanische durch seine Beschränkung auf den «domaine familial» und die «sphère affective» die Funktion eines «quasi-dialecte»¹⁸⁷ einnehme. Auch

nach Haas ist der Status des Romanischen als Ausbausprache ein nur schwer umzusetzender theoretischer Anspruch. Zu beobachten sei eine «Reduktion des Ausbaus», wie sie der Begriff «Kleinsprache»¹⁸⁸ zur Genüge signalisiere; das Romanische näherte sich immer deutlicher dem für das Schweizerdeutsche charakteristischen Status eines Ausbaudialekts¹⁸⁹. Di Luzio und Haas belegen diese richtigen Feststellungen unter anderem mit dem Hinweis auf den domänenspezifischen, «folkloristischen» Charakter einer Literatur, die um Regionales, um «Land und Leute», ihre Kultur und Sprache kreise und darin der Dialektliteratur der Deutschschweiz zu vergleichen sei¹⁹⁰. Diese Charakterisierung trifft auf die ältere romanische Literatur viel eher zu als auf diejenige der jüngeren Vergangenheit, die in Poetik und literarischem Verfahren genau diese Bindung ablehnt und sich deutlicher denn je als ästhetisch anspruchsvolle, zufällig auf romanisch geschriebene Literatur profilieren will¹⁹¹. Auch das wichtigere Kriterium für den Ausbaustatus einer Sprache, die von Kloss geforderte «beträchtliche Menge von Sachprosa», ist nur sehr bedingt erfüllt: bündnerromanische Sachprosa ist weder besonders häufig noch in ihrer Entstehung besonders spontan. Häufig handelt es sich dabei um Übersetzungen, das angewandte Fachvokabular muss von der «Neologismuskommission» bereitgestellt werden¹⁹². Zurück zur Frage der Verbindung von Bilinguismus und Diglossie. Ohne sich hier auf die in der militanten Diskussion so beliebte Prognostik künftiger Entwicklungen einzulassen¹⁹³, muss eine von der Soziolinguistik als wahrscheinlich herausgestellte Entwicklung referiert werden. Für den «bilinguismo comunitario», die Situation des heutigen Bündnerromanischen, bezeichnet Berruto eine Entwicklung in Richtung Diglossie als «eher normal und spontan», da ein paralleler, breiter und diversifizierter Gebrauch von zwei Sprachen «eine Art soziolinguistischen ‹Luxus›»¹⁹⁴ darstelle. Ein wichtiger Teil der sprachpflegerischen Bemühungen der *Lia Rumantscha* gilt genau der Erhaltung dieses «soziolinguistischen Luxus»: das Romanische soll Ausbausprache bleiben, soll dieselben Funktionen wie das Standarddeutsche erfüllen, soll nicht in einer externen Diglossie mit dem Standarddeutschen zur mündlichen, domänenspezifischen L-Varietät, kurz zum Dialekt werden. Einführung, gezielter Ausbau und propagierte Verbreitung des neuen Schriftstandards «Rumantsch Grischun» gelten dem Status des Romanischen als Ausbausprache, dem Wörterbuch *Pledari Grond* (PG, 1993) mit seinen ostentativ zahlreichen Einträgen (über 170 000) kommt in dieser Hinsicht Signalwirkung zu.

Zu den verbreiteten Zweifeln an der *Stabilität* einer durch Asymmetrie und komplexe Diglossie gekennzeichneten Zweisprachigkeit geben auch die synchronen Gebrauchsnormen des Romanischen Anlass. Es fragt sich, ob

Art, Bereich und Häufigkeit der Kontaktphänomene für die Stabilität der Zweisprachigkeit unproblematisch sind oder ob sie auf eine transitorische «Mischsprache» im Vorfeld eines Sprachwechsels hindeuten. Auf diesen in Rätoromanistik und sprachpflegerischer Auseinandersetzung immer wieder auftauchenden Begriff wird unten (111.1.3.) eingegangen, hier werden nur einige Aussagen zur schwer deutbaren Beziehung zwischen dem Entlehnungstypus und der Stabilität der Aufnahmesprache erörtert.

Weinreich referiert Beobachtungen, «die die Ansicht nahelegen, dass Sprachenwechsel durch Worttransfer charakterisiert ist, während Lehnübersetzungen typisches Zeichen für stabile Zweisprachigkeit ohne Wechsel sind.» (1977:143). Diese von Simon als «zu vereinfachend» (1971:531) kritisierte These verliert in unserem Fall ihren Wert, da beide Phänomene häufig sind, eine quantifizierende Unterscheidung nicht vorliegt und wohl auch sinnlos wäre. Wenn die bekannte kontaktlinguistische Unterscheidung zwischen der zum «äusseren Lehngut» gehörenden «Übernahme» (Worttransfer) und der zum «inneren Lehngut» gehörenden «Ersetzung» (Lehnübersetzung)¹⁹⁵ hinter dieser Gegenüberstellung steckt, schliesst sie offensichtlich von der «Übernahme» auf eine Schwäche, von der «Ersetzung» auf eine Stärke der Aufnahmesprache. In diesem Sinne schliesst auch Simon aus der Tatsache, dass deutsche Modelle im Bereich grammatischer Muster mit romanischem «Material» wiedergegeben werden, auf «Stabilitätsreste» des Romanischen, das als «labiles Adstrat» des (Schweizer)Deutschen¹⁹⁶ eingestuft wird.

Bei den Worttransfers stellt sich die Frage, ab welcher Menge diese eine Aufnahmesprache zur «Mischsprache» machen und ob diese zwingend labil und transitorisch sein muss¹⁹⁷.

Ob Ersetzungen, im Fall der erwähnten Thesen, Lehnübersetzungen, ein Indiz von Stabilität sind, bleibt zu diskutieren. Die Fähigkeit junger Romanen, lexikalische Lücken durch akzeptable Neubildungen aufzufüllen, wird von den Auswertern entsprechender Tests auch dann als positives Indiz gewertet, wenn es sich dabei um Lehnbildungen handelt. Eigen- wie kontaktsprachliche Neuschöpfungen zeigten, dass eine junge Generation Bündnerromanen «die Grundstruktur ihrer Sprache durchaus beherrscht.» (Diekmann 1982a:142)¹⁹⁸. Dagegen führen Solèr und Ebnetter nicht nur Morph-für-Morph-Übersetzungen vom Typ: «la meaza vischgnanca veagn cun» («die halbe Gemeinde kommt mit»), sondern auch integrierte, der romanischen Syntax konforme Übersetzungen vom Typ «sora da mal-sogns» («Krankenschwester») als Lehnübersetzungen auf, die «nur aus der Kenntnis des Deutschen verständlich sind.» (1988:128)¹⁹⁹. Lehnübersetzungen gelten Solèr als Indizien dafür, dass im romanisch-deutschen

Sprachkontakt «Systeme zu Varianten» werden und aus den beiden Sprachen «ein einziges System mit Lexikaldiglossie»²⁰⁰ im Entstehen ist. Der militanten sprachpflegerischen Diskussion gelten Lehnübersetzungen ohnehin als die gefährlicheren, weil in «Verkleidung» sich einschleichenden, «Germanismen»²⁰¹.

Diese wenigen Bemerkungen zeigen, dass die Interpretation verschiedener Entlehnungsformen als Indizien für die Stabilität von Sprachsystemen nicht ganz einfach ist. Dies hat damit zu tun, dass verschiedene sprachsoziologische Faktoren in diese nur scheinbar rein linguistische Frage hineinspielen: «Die unterschiedlichen Grade von Resistenz gegen Transfer und die Bevorzugung von Lehnübersetzung gegenüber Transfer sind das Ergebnis vielschichtiger soziologischer Faktoren, die in Terminus der Sprachwissenschaft allein nicht zu beschreiben sind.» (Weinreich 1977:86).

III.1.2. Minderheitssprache: Sprachbedrohung und Sprachpflege

Die Geschichte des Bündnerromanischen ist eine Geschichte des Sprachkontaktes, der Rezession und des «Territoriumverlustes». Ihre vielen Abrisse²⁰² beginnen mit der Germanisierung der *Raetia secunda* im Laufe des 5. Jahrhunderts und enden mit Überlegungen zu den statistischen Ergebnissen der jeweils letzten Volkszählung. Epochale Momente bilden das Jahr 536, als die *Raetia prima* unter die Herrschaft der Frankenkönige gerät, das Jahr 843, als die Diozöse Chur von Mailand losgelöst und zu Mainz geschlagen wird, der Stadtbrand von Chur im Jahre 1464, der die Germanisierung eines möglichen romanischen Zentrums begünstigt, die Entstehung bündnerromanischer Schriftsprachen im Zuge der Reformation, im 16. und beginnenden 17. Jahrhundert²⁰³, die Anerkennung des Bündnerromanischen als vierte Landessprache der Schweiz im Jahre 1938.

Die im 19. Jahrhundert einsetzenden Bemühungen um Spracherhaltung haben die Rezession des Romanischen allenfalls verlangsamt, aber nicht aufgehalten. Der prozentuale Anteil der romanischsprechenden Bevölkerung der Schweiz sinkt von 1.77% im Jahre 1850 auf 0.6% im Jahre 1990, in Graubünden verringert er sich zwischen 1880 und 1980 von 39.8% auf 21.9%, innerhalb des «traditionellen Sprachgebiets» sinkt er von 91% (1860) auf 47% (1980)²⁰⁴. Das 1880 noch zusammenhängende Gebiet mit 50- und mehrprozentigem Bevölkerungsanteil hat sich inzwischen, infolge der im Puter- und Sutsilvan-Gebiet besonders starken Germanisierung, in einzelne «Inseln» aufgelöst²⁰⁵. Als Ursachen dieser Verdrängung des Romanischen durch das (Schweizer)Deutsche im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts nennt eine immer umfangreicher werdende Literatur die Industrialisierung, den Tourismus, die zunehmende Mobilität, die Emigration von

Romanen bei gleichzeitiger Immigration von sprachlich nicht anpassungswilligen Deutschschweizern, die Mischehen, die vorwiegend auf deutsch kommunizierenden Massenmedien, das fehlende Prestige, den ungenügenden Status, die ungenügende kommunikative Infrastruktur des Romanischen und die mangelnde Loyalität seiner Sprecher²⁰⁶.

Die in unserem Zusammenhang interessante, zu einer sprachpflegerischen «Bewegung» gewordene Reaktion auf die stete, das Romanische bedrohende Germanisierung beginnt im 19. Jahrhundert. Die der heutigen Schweiz selbstverständlich erscheinende «Sprachkultur» ist, wie Mathieu feststellt, «im wesentlichen ein Produkt des 19. und 20. Jahrhunderts – gewissermassen ein ideologisches Gegenstück zur Modernisierung» (1986:1). Vorher war die «Sprachfrage» offensichtlich kein oder jedenfalls kein wichtiges Thema: «Die Rätoromanen scheinen in früheren Jahrhunderten der konstanten, umfassenden Germanisierung keinen oder unwesentlichen Widerstand entgegengesetzt zu haben. Ein Sprachbewusstsein, das sich spracherhaltend ausgewirkt hat, ist erst als Folge des romantischen und nationalen Denkens des letzten Jahrhunderts festzustellen» (Cathomas 1981:107). Dieses von nationalen und ethnischen Werten geprägte Denken setzte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts nach und nach gegen eine internationalistische Tradition der Oberschicht und eines Teils der ihr verbundenen Lehrerschaft durch, die sich für den Anschluss Graubündens an die moderne Welt und damit für die Zwangsgermanisierung der romanischen Gebiete einsetzten²⁰⁷. Die bis nach 1900 sich hinziehenden Versuche, romanische Gemeinden zum Sprachwechsel zu zwingen, gelten bis heute als Paradebeispiel perverser Sprachpolitik und gefährlicher Bedrohung des Romanischen durch den «inneren Feind».

Die historischen Abrisse der «romanischen Erneuerungsbewegung», ganz oder teilweise auch als «Renaschentscha» («Renaissance») bezeichnet, gehen von verschiedenen Datierungen und Periodisierungen aus²⁰⁸. Einigermassen deutlich zeichnen sich die «Aufschwungphasen» dieser Bewegung ab, die sich, schematisch vereinfachend, mit Anfangsdaten versehen und mit ideologischen Leitbegriffen in Verbindung bringen lassen: nach 1880 (Nationalismus), nach 1930 (Anti-Irredentismus), nach 1980 (Regionalismus)²⁰⁹. Die «romanische Bewegung» ist von einer Elite getragen²¹⁰, hat, als Reaktion auf eine Bedrohung des «Eigenen», ein klar defensives, bis in die jüngere Vergangenheit überwiegend konservatives²¹¹, manchmal harmlos nostalgisches, manchmal deutlich reaktionäres ideologisches Profil.

Nach Anfängen im Bereich der Literatur und der Presse, die bereits ab 1830 festzustellen sind²¹², tritt die «romanische Bewegung» ab 1860 in ihre institutionelle Phase. Ins Jahr 1863 fällt die erste Gründung der *Società*

Retorumantscha (als «Societad Rhaetoromana», *SRR*), die den nationalen Charakter der Romanen wahren und, etwas konkreter, romanische Literatur sammeln, romanische Lehrmittel bereitstellen und eine einheitliche romanische Literatur- und Gelehrtensprache schaffen will²¹³. Das anfänglich geringe, immer wieder abflauende Interesse an der *Societad* und ihren Anliegen machte zwei weitere Lancierungen in den Jahren 1870 und 1885 nötig. Die *SRR* erlangte zwar nicht die angestrebte Breitenwirkung, bleibt aber als Herausgeberin der *Annalas* (*ASR* 1886–) und vor allem der monumentalen Sprach- und Sachenzyklopädie, des *Dicziunari Rumantsch Grischun* (*DRG*)²¹⁴, für den bündnerromanischen Wissenschaftsbetrieb wichtig. Zu ihren Gründungsmitgliedern gehört Gion Antoni Bühler (1825–1897), der das Anliegen einer einheitlichen romanischen Schriftsprache umsetzte und zum Schöpfer und ebenso unermüdlichen wie letztlich erfolglosen Propagator eines «romonsch fusionau»²¹⁵ wurde. Neben der vor allem auf die Graphie fixierten *Normierung* der einzelnen Schriftidiome gehört also die Schaffung und Verbreitung einer *Einheitsschriftsprache* von Anfang an zu den zentralen Aktivitäten der institutionalisierten romanischen «Bewegung». Von Büblers «romonsch fusionau», über Leza Uffers «interrumantsch» (1958) zu Heinrich Schmidts «Rumantsch Grischun» (1982)²¹⁶ rufen alle entsprechenden Vorschläge eine Gegnerschaft auf den Plan, deren politisch-ideologischer Konservatismus neue schriftsprachliche Normen unbedingt als Bedrohung für die Idiome empfinden will. Einfacher umzusetzen war ein anderes Vorhaben der *SRR*, das Sammeln romanischer Literatur. Die *Annalas*, in denen auch Primärtexte, darunter auch betont volksliterarische und «dialektale», Aufnahme fanden, sind neben der monumentalen, 13bändigen *Rätoromanischen Chrestomathie* (1888–1919) von Caspar Decurtins²¹⁷ zur wichtigsten bündnerromanischen Textsammlung geworden.

In den ersten zwei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts entstehen neben der *SRR* verschiedene regionale sprachpflegerische Vereinigungen²¹⁸, die sich 1919 in der Dachorganisation *Lia Rumantscha/Ligia romantscha* (*LR*) zusammenschliessen. Ihre sprachpflegerischen Bemühungen gelten bis auf den heutigen Tag zugleich der Abgrenzung gegen aussen und der Konsolidierung nach innen. Die Abgrenzung gegen aussen gilt dem Bündnerromanischen als Abstandsprache, die Konsolidierung nach innen besteht vor allem im Ausbau und der normierenden Standardisierung der Schriftidiome und einer eventuellen Einheitsschriftsprache, gilt also dem Bündnerromanischen als Ausbausprache. Die beiden Tendenzen fallen in einem für die romanische Sprachpflege und für unseren Gegenstand zentralen Bereich zusammen, der sich als «Sprachkontaktsteuerung», konkreter als «Entleh-

nungssteuerung», bezeichnen liesse. Dabei handelt es sich entweder um die Bekämpfung von Entlehnungen unter Hinweis auf eigensprachliche Varianten oder, in impliziter Anerkennung ihrer Notwendigkeit, um ihre Ersetzung durch Neologismen. Bei diesen handelt es sich häufig um Lehnprägungen nach «romanischem» (neolateinischen) Muster, die jüngere (schweizer)deutsche Lehnwörter verdrängen und ersetzen sollten.

In einer auf die Gründungszeit der romanischen Institutionen folgenden Periode sieht sich die romanische Bewegung in einen Abgrenzungskonflikt verwickelt, der mit der Anerkennung des Bündnerromanischen als vierte Landessprache der Schweiz im Jahre 1938 seinen erfolgreichen Abschluss findet. Den Anlass dazu liefert eine vom Irredentismus geprägte, militante italienische Sprachwissenschaft, die dem Bündnerromanischen den Charakter einer eigenständigen Abstandsprache streitig machte und es, in offensichtlicher politischer Absicht, als italienischen (alpinlombardischen) Dialekt eingestuft haben wollte²¹⁹. Der in unserem Zusammenhang wichtige Streit wurde 1912 vom Tessiner Carlo Salvioni eröffnet, dem die Italiener Giorgio del Vecchio und Carlo Battisti folgten. Ihnen antworteten, von Robert von Planta und Jakob Jud unterstützt, Pieder Tuor und die Engadiner Peider Linsel und Chasper Pult²²⁰. Ihrer Argumentation war eine ladinische Schriftsprache im Wege, die sich seit dem 17. Jahrhundert immer wieder ans Italienische angelehnt hatte²²¹, integrierte Italianismen als Indiz ihrer «Distinktion» gegenüber der mündlichen Umgangssprache brauchte und die These eines fehlenden Abstandes zwischen Bündnerromanisch und Italienisch mit reichem «Anschauungsmaterial» stützte. So ergab sich folgerichtig die Forderung nach Entitalianisierung der ladinischen Schriftsprache durch Wiederannäherung an die gesprochene Umgangssprache und an die romanischen Klassiker des 16. und 17. Jahrhunderts, deren schriftsprachliche Norm viel näher bei der sprechsprachlichen gelegen habe²²². Die von Pult als «rüzia artifziala», «künstlicher Ramsch» verurteilten schriftsprachlichen Italianismen werden von Vital als ehrwürdiges Erbe einer langen literarischen Tradition verteidigt²²³. Die puristischen Anstrengungen zur Hervorhebung des abstandsprachlichen Charakters der ladinischen Schriftidiome gegenüber dem Italienischen verbinden sich mit der politischen Forderung nach einem verbesserten Status des Bündnerromanischen als Landessprache. Die Orthographie-Reform von 1927²²⁴ verhilft dem sprachlichen, die Anerkennung des Romanischen als Landessprache der Schweiz im Jahre 1938 dem politischen Anliegen zum Durchbruch.

Mit der Anerkennung des Romanischen als Landessprache der Schweiz, mit dem Ende des italienischen Faschismus wurde der Abstand des Romanischen zum Italienischen zur politisch bedeutungslosen und auch sprach-

wissenschaftlich immer deutlicher als irrelevant eingestuften Frage. In den Vordergrund rückte wieder die Bedrohung durch das (Schweizer)Deutsche, die sich durch den wirtschaftlichen Aufschwung der Nachkriegszeit klar verstärkte. Mit dieser Bedrohung beschäftigt sich eine stark angewachsene Zahl von Publikationen. Ein Teil davon orientiert sich an Minderheitensoziologie und Soziolinguistik und beschäftigt sich mit Fragen des Status, des Prestiges, der Stigmatisierung, des kommunikativen Radius, der kommunikativen Infrastruktur des Romanischen. Ein anderer Teil führt den traditionellen Diskurs der Sprachpflege des 19. Jahrhunderts weiter und spricht von der «Überflutung» des romanischen Territoriums durch das «deutsche Meer», vom romanischen «Patienten», dem romanischen «Baum» und ihrem bevorstehenden Tod, der verratenen romanischen «Mutter», dem einstürzenden romanischen «Haus»²²⁵. Zu den Stereotypen dieses Diskurses gehört auch die «Kolonisierung» und, in neuerer Zeit, die Verbindung zwischen der bedrohten Sprache und der ökologischen Bedrohung der Alpentäler durch touristische «Invasion».

Zu den Schwerpunkten der Arbeit der *LR* und ihrer Regionalvereine gehört die Erarbeitung und Herausgabe von Wörterbüchern aller fünf romanischen Schriftidiome²²⁶. Die langwierigen Erarbeitungsprozesse dieser Wörterbücher schufen feste Kontakte zwischen den Lexikographen der einzelnen Idiome und den Zentralstellen, der Redaktion des *DRG* und der *LR* in Chur. So führten lexikographische Erfassung und vor allem Normgebung, die in ihrem Partikularismus die «Verkammerung» des Romanischen zu besiegeln schienen, zu einer «sanften Annäherung» der romanischen Schriftidiome²²⁷. Im Bereich der mündlichen Umgangssprache sind die Grenzen zwischen den Idiomen durch den Einfluss von Radio und Fernsehen in den letzten Jahrzehnten durchlässiger geworden, andere Idiome sind verständlicher geworden, inter-idiomatische Lehnwörter sind häufiger²²⁸.

Wenn das Schwergewicht der sprachpflegerischen Aktivitäten der «romanischen Bewegung» in der ersten Jahrhunderthälfte auf der Bewahrung tradierter Sprachnormen lag, so hat es sich inzwischen eindeutig in Richtung eines Ausbaus der Sprache und der Erweiterung ihrer Verwendungsdomänen verschoben²²⁹. Die Ausbaubemühungen konzentrieren sich auf verschiedene Bereiche des modernen (Fach)Vokabulars, das die Kleinsprache aus Gründen der mangelhaften kommunikativen Infrastruktur und der Verfügbarkeit des Deutschen als Überdachungssprache nicht spontan zu schaffen vermag²³⁰. Die Notwendigkeit allerdings, das romanische Lexikon durch Neologismen zu erweitern, wurde schon im 19. Jahrhundert erkannt, alt ist auch die Empfehlung, sich dabei am Lateinischen und den neolatei-

nischen «Schwestersprachen» zu orientieren²³¹. Die Erschliessung neuer Bezeichnungsfelder durch das Romanische läuft meistens auf eine Konkurrenzierung nicht integrierter Entlehnungen aus dem (Schweizer)Deutschen hinaus. Mögliche Wege sind die Bedeutungserweiterung und Metaphorisierung erbsprachlicher Lexeme oder integrierter Lehnwörter, Lehnprägungen und selektive, gesteuerte Transfers (Latinismen, Italianismen, Gallizismen)²³². So hat die Neologismuskommission der LR in einer ganzen Reihe von Spezialwörterbüchern und im standardsprachlichen *Pledari Grond* ein eindrucksvolles lexikalisches Potential²³³ verfügbar gemacht, von dem allerdings nur ein Teil in mögliche Gebrauchsnormen integriert werden dürfte.

Der Versuch einer möglichst weitgehenden Ersetzung von äusserem deutschem «Lehngut» durch romanische Erbwörter oder Lehnprägungen erfolgt nicht mehr im Glauben an die Möglichkeit einer autarken Sprache. Die an moderner Soziolinguistik sich orientierende Sprachpolitik und Sprachplanung der LR hat längst erkannt, dass nicht romanische Einsprachigkeit, sondern Stabilisierung der romanisch-deutschen Zweisprachigkeit das Ziel ihrer Bemühungen sein muss²³⁴. Wenn so eine Koexistenz der beiden Sprachen und ihr abwechslungsweiser Gebrauch im Rahmen einer «gepflegten Zweisprachigkeit» als normal und unbedenklich eingestuft wird, so ist damit die Kluft zwischen Sprachpflegern und Sprachbenutzern noch lange nicht aufgehoben. Letztere können nämlich auch zur «ungepflegten Zweisprachigkeit» neigen, zu jener unspezifischen und unkontrollierten Verschleifung oder Alternanz der beiden Sprachen, die von der Sprachwissenschaft mit Begriffen wie Interferenz und code-switching erfasst und von der puristischen Sprachpflege als «Mischsprache» beschimpft wird.

III.1.3. Polemik gegen Sprachmischung, Warnungen vor Sprachwechsel

Bevor Polemik gegen «Sprachmischung» referiert wird, noch ein Wort zum sprachwissenschaftlichen Begriff der «Sprachmischung» und zum Bündnerromanischen als «Mischsprache». Der als inadäquat und antiquiert in Verfall geratene Begriff «Sprachmischung»²³⁵ wird nicht nur in wertenden oder polemische Sprachbetrachtung, sondern auch in der Sprachwissenschaft immer noch und immer wieder neu gebraucht. Es werden damit verschiedenste Typen transkodischer Markierungen angesprochen²³⁶, entweder diachron, als Entstehungsprozesse von «Mischsprachen» oder synchron, als Phänomene der einzelnen «Parole», wobei hier «Sprachmischung» häufig als Synonym, Subkategorie oder Antithese von code-switching gebraucht wird²³⁷. Im Sinne der wohl unbestreitbaren Gültigkeit des

berühmten Satzes von Hugo Schuchardt: «Es gibt keine völlig ungemischte Sprache» liesse sich das Bündnerromanische aufgrund seines integrierten deutschen und italienischen Lehnguts auch im Sinne wissenschaftlicher Definitionen als «Mischsprache» darstellen²³⁸. Eine solche Darstellung könnte der hier interessierenden Polemik wenig anhaben, denn diese geht von der vertrauten Sprache als einer «reinen» aus und braucht «Sprachmischung» polemisch für alle gegen die eigene Norm verstossenden Kontaktphänomene, unabhängig von ihrer Art, ihrem Bereich, ihrer Häufigkeit. Diese negative Aufladung des Begriffs ist keine Besonderheit bündnerromanischer, puristischer Polemik, sie zeigt sich in vielen abschätzigen Synonymen, die von sprachlichen Selbst- und Fremdbeobachtern zur Charakterisierung von Äusserungen verwendet werden, an denen mehrere «Sprachen» Anteil haben²³⁹.

Die Sprachwissenschaftler, die im letzten Jahrhundert die Frage des Bündnerromanischen als «Mischsprache» diskutieren, haben Diachronie und «Langue»-Ebene im Auge, doch geht es in ihren Aussagen immer auch um Status und Prestige der Kleinsprache. Der Umstand, dass sich das Bündnerromanische, «die churwälsche Sprache» als Schriftsprache erhalten habe, darf, so Friedrich Diez, «dieser rohen, mit Neudeutsch seltsam gemischten Mundart nicht das Recht verschaffen, als unabhängige Schwester zwischen Provenzalisch und Italienisch dazustehen»²⁴⁰. Die fehlende genealogisch definierte «Reinheit» verhindert die gleichwertige Position mit den «Schwestern» innerhalb der neolateinischen «Familie»: diese wertende Korrelation und vor allem diese Metaphorik sind zu zähen, sehr vielfältig verwendeten Stereotypen geworden. Wenn Diez die «Mundart» im Auge hat, so ist Ascoli bekannte Charakterisierung des Bündnerromanischen als «un linguaggio come doppio» vor allem auf den literarischen Sprachgebrauch gemünzt und ebenfalls nicht als positive Wertung gemeint²⁴¹. Ascoli unterscheidet auch drei Grundformen deutscher Elemente im Romanischen: «materia romana e spirito tedesco; materia tedesca e forma romana; rude materia tedesca»²⁴². Die besondere Bedeutung des Sprachkontaktes für die Ausgliederung, die interne Gliederung, die Sprachgeschichte und den synchronen Zustand des Bündnerromanischen ist in der Sprachwissenschaft nach Diez und Ascoli und bis auf den heutigen Tag unbestritten²⁴³. Bestritten oder stark relativiert wird dagegen die Angemessenheit des als stigmatisierend empfundenen Begriffs «Mischsprache» und die Folgerung, enger Sprachkontakt mit den Nachbarsprachen sei mit dem speziellen «Charakter» und der «Eigenständigkeit» des Bündnerromanischen schlecht vereinbar. So versuchte im zwanzigsten Jahrhundert eine wissenschaftliche oder mit wissenschaftlicher Terminologie gerüstete Diskussion, jene «Eigenständigkeit» des

Bündnerromanischen nachzuweisen, die der militantere Teil der Sprachbewegung voraussetzte und politisch anerkannt haben wollte²⁴⁴. Die Argumentation einer «Eigenständigkeit *trotz* Sprachkontakt» wird durch diejenige einer «Eigenständigkeit *durch* Sprachkontakt» abgelöst, neben die genealogische tritt allmählich die staatspolitische Metaphorik, dem sprachlichen «Bastard» wird der «eingebürgerte Fremde» gegenübergestellt. Innerhalb der DRG-Lexikographie hat sich ein ähnlicher Wandel vollzogen. Wenn in Juds Vorwort zum ersten Band (1938) die Frage der deutschen Lehnwörter stillschweigend übergangen wird, und im sprachgeschichtlichen Abriss die Liste «Deutsche und schweizerdeutsche Lehnwörter» sehr kurz ist, so wird diese in den folgenden Bänden sukzessive länger, ein deutliches Indiz dafür, dass puristische Vorurteile eine angemessene Darstellung kontaktsprachlicher Aspekte des Bündnerromanischen immer weniger verhindern.

G. H. Muoth warnt vor der Entlehnung als Praxis, die aus der Aufnahmesprache eine «mistira senza character», eine «charakterlose Mischung» (1887:2) mache, hat aber vor allem neue, nicht integrierte Latinismen im Auge. Die im Laufe des Mittelalters entlehnten deutschen Formen dagegen «han en general stoviu sesuttametter allas artadas leschas romanas», «haben sich im allgemeinen den vererbten römischen Gesetzen anpassen müssen» (ibid.). Damit hat Muoth innerhalb seiner ausschliesslich diachronen Sichtweise bei der Diagnose einer «charakterlosen Mischung» das Kriterium der Herkunft durch das Kriterium des Integrationsgrades der entlehnten Einheiten ersetzt. Hierin folgen ihm Florian Melcher (1906)²⁴⁵, Pieder Tuor (1912)²⁴⁶, Chasper Pult (1915)²⁴⁷ und Anton Velleman (1931)²⁴⁸, die sich alle nicht an der historischen Tatsache deutscher Lehnelemente stören, sondern an der synchronen Erkennbarkeit von Lehnelementen ganz gleich welcher Herkunft. Diese Sichtweise erlaubt nicht nur eine Abgrenzung gegenüber puristischen Tendenzen, die auf einer absurden, exklusiven «Latinität» des Romanischen beharren, sie erlaubt auch die Umbuchung von Altlasten deutscher Provenienz vom Konto «Mischsprache» auf das Konto «Eigenheit». Tuor hebt zuerst in anti-irredentistischer Absicht die Bedeutung des deutschen Einflusses hervor, hält dann aber fest, dass das Bündnerromanische immer «in lungatg latin e roman» geblieben sei. Und keine «Mischsprache», nicht einmal in dem Sinne wie das Englische eine sei, «buca ina mischeida, gnanc en quei senn sco igl ingles, cun la preponderanza ded in element» (1912:347). Auch Szadrowsky kommt nach Auflistung vieler Beispiele gegenseitiger Entlehnungen zwischen Romanisch und Bündnerdeutsch zum beruhigenden Schluss: «allen Einflüssen herüber und hinüber zum Trotz sind die Bündner Sprachen beileibe keine charak-

terlosen Mischsprachen – im Gegenteil: die rätoromanischen Mundarten sind ehrwürdige Sprachgestalten von höchster Eigenart.» (Szadowsky 1931:27). Die neuere Forschung, die sich für die Frage des Romanischen als «Mischsprache» weniger interessiert, warnt übrigens davor, den Anteil der historischen, lautlich-morphologisch integrierten Germanismen am bündnerromanischen Wortschatz zu überschätzen. Liver bestreitet zwar nicht den Charakter der «Doppelsprache», doch zeigt ihre quantitative Übersicht, dass der germanisch-alemannische Anteil am bündnerromanischen Grundwortschatz sehr gering ist²⁴⁹. Auch Schmid erinnert an entsprechende Proportionen, die den weitgehend «lateinischen» Charakter des Bündnerromanischen fraglos erscheinen lassen²⁵⁰.

Ganz anders reagieren die oben erwähnten Sprachwissenschaftler auf nicht-integrierte und sich häufende deutsche Lehnelemente in der mündlichen Umgangssprache ihrer Zeit. Hier geht es nicht um integrierte «Neubürger», sondern um auffällige, sich häufende «Eindringlinge», deren Herkunft für jedermann, vor allem auch für deutschsprachige Nicht-Romanen, erkennbar bleibt. Diese Tendenz zur «Sprachmischung» wird den sonst zu Garanten der Existenz der Sprache stilisierten einfachen Sprechern nicht durchgelassen und vor allem nicht als Anfang desselben Prozesses der «Einbürgerung» gewertet, dessen Ergebnis man als «Neubürger» wohlwollend in Schutz nimmt. So erwähnt Muoth, sonst eher der Ansicht, dass «die Gebildeten das Romanisch verderben»²⁵¹, plötzlich lobend, die romanische Schule des 19. Jahrhunderts habe zur Folge, dass die Autoren mehr Skrupel hätten, nicht integrierte deutsche Lehnwörter schriftsprachlich zu verwenden: «ils auturs ein daventai pli scrupulus a rapport dell'applicaziun de expressiuns tudestgas non naturalisadas, sco il *Kunst*, il *Schlacht*, il *Verstand*, il *Vorsteher* etc. En la conversaziun vegnan de talas expressiuns bein aunc adina duvradas, mo en scret pauc pli.» (Muoth, 1893:27). Im Falle von «Kunst» und «Verstand» stehen die Chancen zur Integration gar nicht so schlecht, «esser ingün cunst» («keine Hexerei sein»), «far cunsts» («Kunststücke aufführen», auch: «Dummheiten machen») sind gängige Wendungen, «Verstand» gehört im Engadin in der Form «farstond»²⁵² zum expressiven Lehnwortschatz. Auch Tuor beurteilt die zeitgenössischen deutschen Einflüsse ganz anders als die historischen: «Mo da tut outra natira ei l'influenza tudestga, che sefa sentir ozildi. Nus stein avon il prighel de ver il tudestg penetrar en nies lungatg, senza saver leu s'incarnar cul spért e vestgiu romontsch.» (Tuor 1912:348). Dass sich aktuelle deutsche Lehnelemente «nicht mit romanischem Geist und romanischer Ausstattung verbinden können», schreibt Tuor dem Sprachverhalten von zwei verschiedenen Gruppen zu, demjenigen der «Gebildeten» («studegiai») und demjenigen

des «einfachen Volkes, der Hotelangestellten und Handwerker» («gleut cumina [...] pievel de hotels e dils mistregns»). Die Gebildeten haben Deutsch gelernt, «ed emblidau de patertgar romontsch», «vergessen, romanisch zu denken»: «Els meinen cun gronda nunschanadadat en nies lungatg la construcziun tudestga», «Sie bringen mit grosser Unbefangenheit die deutsche Konstruktion in unsere Sprache», womit wohl hauptsächlich Lehnübersetzungen angesprochen sind. Die Handwerker und Angestellten dagegen, «corrumpan nies vocabulari, duvround senza schanetg expressiuns tudestgas, era nua ch'in plaid romontsch adequat stat en disposiziun», «verderben unseren Wortschatz, indem sie schonungslos deutsche Ausdrücke auch dort verwenden, wo ein angemessenes romanisches Wort zur Verfügung steht» (Tuor 1912:348). Auch Velleman, der den «germanischen Einschlag» des Bündnerromanischen sonst als spezifische, vom Volk nicht als fremd empfundene Charakteristik auffasst und gegen «gewisse Puristen» verteidigt²⁵³, wird plötzlich geradezu rabiat, wenn es um zeitgenössische Entlehnungen aus dem Deutschen geht, «quella singulera influenza», «quaist abüs», «dieser Missbrauch» (Velleman 1931:112). Seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert würden in gewissen Gegenden deutsche Wörter und Wendung mit romanischen «simplamaing masdos», «einfach vermischt», was zu Sätzen führe wie: «Allura pudessans tuottüna istiege perchè il zug es so wie so schon überfüllt.» (ibid.). Sein Kommentar ist geharnischt: «Sgür cha que nun ais ün bel möd da s'exprimer, ma la bastardezza e tridezza d'ün tël masdügl da plets e dits heterogêns do telmaing in ögls, cha nu fa dabsögn da l'intervenziun da filologs per predgêr in favur da la pürted dal linguach.» (1931:112). Was Velleman als «bastardisiertes und hässliches Wortgemisch», als «jargon ladin-tudais-ch» (1931:113) beschimpft, findet in der Bündnerromanischen Sprachwissenschaft bis heute keine Gnade. Johannes Kramer, der in kritischer soziolinguistischer Analyse die von der romanischen Sprachpflege immerzu beschworene Gefahr des Sprachwechsels nicht bestätigt findet, warnt vor der «Bastardisierung»: «Il prighel ei oz buca talmein la dismessa dil lungatg-mumma, mo sia bastardisaziun. [...] Igl exempel «La Feuerwehr pren il Schlauch e fa il Löschen» ei bein construius, mo nuotatonmeins tipics.» (1976:47). Weniger wertend, eher als kritische Relativierung der Auswirkung sprachpflegerischer Massnahmen, stellt Cathomas fest, was schon Tuor festgestellt hatte, «dass viele wirklich wenig oder keine Hemmungen haben, schweizerdeutsche Wörter und Satztypen ins gesprochene Rätoromanische einzu-beziehen» (1981:116).

Wenn die mündliche «Sprachmischung» selbst die kritischen, nicht puristischen Sprachwissenschaftler des 20. Jahrhunderts aus der Reserve holt, so

entlockt sie den populärwissenschaftlichen und militanten Puristen und Sprachpflegern entweder jähzornige Tiraden oder zerknirschte Bekenntnisse, dass man sich für diese Art des Sprechens schämt. Der wiederholte Einschub fremder Begriffe sei eine Sprachbeschmutzung und Selbstbeschmutzung, eine «schmähliche Schande», schreibt ein Anonymus: «Chi chi inasra sa lingua, inasra se stess! Nun ais que üna marscha verguogna, scha nativs rumauntschs s'inservan nel discuors repetidamaing da terms esters?»²⁵⁴. Nach Otto Gaudenz ist die «korrupte Mischsprache», die das Volk im Alltag braucht, ein Drachen, der alle sprachpflegerischen Bemühungen zunichte macht: «Ün da quels draguns ais il möd, co cha nos pövel discuorra di ed an. Fin tant ch'el nella vita da minchadi s'inserva d'üna lingua uschè corruotta, d'ün maschdügl da rumantsch e tudais-ch, vain succesivamaing anullà que cha nus fain in favur d'ün svilup da nossa favella.» (1923:70)²⁵⁵. Der unermüdliche Streiter für ein «reines Romanisch» oder «s-chet rumantsch», Jachen Ulrich Gaudenz, stellt ebenfalls fest, dass das «Hineinpfuschen fremder Wörter» die Sprache entstellt, und verweist dann auf den springenden Punkt: es löst bei Anderssprachigen «Hohn oder Mitleid» aus: «Quaist pastrüglar aint pleds esters in nos rumantsch, impustüt cur cha quai dvainta sainza bsögn, anzi per spüra cumadaivlezza e comodità, sgrada la lingua fermamaing e la fa gnir trida, da möd cha glied d'otra lingua dumanda suvent cun spredschesch o cun cumpaschiun, schi nu's possa dir in rumantsch neir quist o quai.» (1942:73). Diese mangelhafte Erfüllung ihrer sprachlichen Repräsentationspflichten durch die Sprachbenutzer wird als verantwortungslose Gleichgültigkeit oder als «Sabotage» am Status der Sprache oder an den Bemühungen der Sprachpflege immer wieder thematisiert²⁵⁶. Auch Deplazes schämt sich manchmal für das Romanisch seiner Landsleute, die mit deutschen Lehnwörtern und deutschen «Strukturen» (exemplifiziert an der Lehnübersetzung «far cun»/«mitmachen») letztlich die «romanische Identität» gefährdeten: «Kein Wunder, dass die Reinhaltung der Sprache darunter leidet, kein Wunder, dass man gelegentlich im Zug, auf der Strasse, im Laden ein beschämendes Romanisch zu hören bekommt. Dies wiederum bringt unsere Identität ins Wanken.» (Deplazes 1991:40). Jean Jacques Furer schliesslich erlebt sogar das schriftsprachliche Romanisch der Gegenwart als «schreckliches Gemisch voller Germanismen», das ihm Anlass zu «Irritation und sogar Trauer» ist: «Per mei munta il leger romontsch beinsavens ina irritaziun e perfin in cordoli. Memia biars artechels e texts de tuttas sorts ein nuot auter ch'in sgarscheivel mischedem plein germanissem, confusiuns de plaids ed autras incorrectadads.» (Furer 1985:6).

Dass solches Schelten und Zetern Reaktionen hervorruft, wird niemanden erstaunen. Bezeichnend sind die Reaktionen auf die unermüdliche, minutiöse «Germanismen-Detektion» von Max Kettner. Auf Bitten von Rätoromanen hin veröffentlicht dieser zuerst im *Chardun* (1977–1983), dann im *Fögl Ladin* (1991–1994) lange Artikel-Serien, die in erster Linie «versteckte Germanismen» (vor allem Lehnübersetzungen) in romanischen Texten aufdecken und Vorschläge für bessere Lösungen machen. Für seine Kompetenz immer wieder bewundert, für seinen Einsatz gelobt, steht Kettner plötzlich im Gegenwind: in Leserbriefen wird er mit den «rumantschuns», den «Edelromanen» verglichen, sein «critichöz», sein «Herumkritisieren», bei dem er übrigens selber Fehler mache, sei demotivierend²⁵⁷; er beschäftige sich mit «meskinarias e nügliarias», mit «Schäbigkeiten und Nichtigkeiten»²⁵⁸; er habe eine «manichäische Vision» der Sprache und «frisiere Stechmücken»²⁵⁹. Grundsätzlicher ist die Kritik von Peter Egloff, der die Sprachbewegung als Elitephänomen relativiert, puristische Sprachkritik wie die eben referierte als «Schelte von oben» (1987:32) bezeichnet und darauf hinweist, «dass Teile des «rätoromanischen Fussvolkes» eher Sorgen *mit* der Sprache statt *um* die Sprache haben» (1987:33). Damit ist eine der zentralen Voraussetzungen der traditionellen Sprachpflege in Frage gestellt, die von der «Sprache» aus denkend für selbstverständlich nimmt, dass die Sprecher zu einem Dienst an ihrer Sprache, ihrem Prestige, ihrer «Reinheit» verpflichtet seien. Eine als «kranke Mutter» metaphorisierte Sprache muss man «pflegen»²⁶⁰; solche Vorgaben haben, wie Castelberg pointiert festhält, die Sprachpflege zu einem «Schutz der Sprache vor den Sprechern» pervertiert: «Nossa cultura da lungatg ha pervertiu quei schanegiar en in schanegiar il lungatg encunter ils plidaders. Basa da quella ideologia ei naturalmein la supposiziun ch’ei detti in lungatg «schuber», libers da tuttas tschuffernadas humanas.» (1994:10). Gegen die hier polemisch, aber nicht unrichtig auf den Punkt gebrachte, puristische Ideologie richtet sich nicht nur essayistische, sondern auch literarische Kritik und Polemik. Diese antipuristische literarische Reaktion hat an der Mehrsprachigkeit in bündnerromanischen Texten einen grossen Anteil.

Die «Sprachmischung» – die zitierten Beispiele zeigen, dass es vor allem um code-switching geht – wird nicht nur als Beispiel des bedenklichen Zustandes, sondern ebenso als sicheres Indiz der absehbaren negativen Entwicklung der «bastardisierten» Sprache interpretiert. Diese als «Tod des Romanischen»²⁶¹ vorausgesagte Entwicklung in Richtung Sprachwechsel und deutscher Einsprachigkeit wird entweder zur Katastrophe stilisiert oder, vor dem Hintergrund der «bastardisierten Sprache», als weniger schlechte Lösung trotzig herbeigewünscht. So fordert G. M. Nay 1902,

unter Berufung auf das Bibelwort, die Romanen der Kontaktzonen sollen sich für warm (romanisch) oder kalt (deutsch) entscheiden und ihre entstellte Mischsprache aufgeben: «Schons, Tumliasca, Muntogna e perfin il Plaun ein pli u meins daventai malfideivels al lungatg romontsch. Els plaidan bein aunc tscheu e leu la viarva materna, mo quella ei disfigurada e maltractada da tala maniera, ch'ins ei bunamein tentaus de dir: «Seigies caulds; saveis vus buc esser caulds, sche seigies freids, mo freids sco s'auda. Vuleis vus setener vid la faviala romontscha, sche stimei, preziei e cultivei quella. Cass cuntrari, seteni e cultivei il tudestg e violei buca l'ureglia romontscha.»»²⁶²

Die Verbindung zwischen puristischer Sprachpflege und den erwähnten Optionen zeigt sich exemplarisch in den folgenden Aussagen von Jon Pult: «Wir müssen dafür besorgt sein, *dass* romanisch gesprochen wird, und darüber wachen, *wie* gesprochen wird. [...] Man hat eingesehen, dass das Romanische nur dann lebensfähig und lebensberechtigt ist, wenn es romanisch bleibt und nicht in ein Kauderwelsch oder in eine blutlose Koine aufgeht. Purismus ist für uns eine Lebensfrage.» (1951:167)²⁶³. Die Einschätzung der Lebensfähigkeit hängt vom Zugeständnis der Lebensberechtigung ab; «Kauderwelsch» *muss* transitorisch sein.

Die Prophezeiung des *Sprachwechsels* als Katastrophe, als Fall in eine nicht zu überwindende, lähmende sprachlich-kulturelle Mittelmässigkeit will sich nicht nur auf prophetische Begabung, sondern auf Beobachtungen in germanisierten Territorien stützen. Muoth, der in seinem Gedicht *Al pievel romontsch* (1887) behauptet, seit dreihundert Jahren germanisierte Romanen sprächen noch immer «schlimmer als Kinder»²⁶⁴, findet im Schanfigger-, Prättigauer- und Churerdeutsch «buc il *caracter allemannic*, anzi il *caracter romontsch*» (1893:30). Die wenigen Reliktörter und Beispiele von Substratwirkung, die er aufführt²⁶⁵, reichen nicht aus, um sein ideologisches Postulat einer auch historisch unüberwindlichen, einmaligen muttersprachlichen «Prägung» plausibel zu machen. Im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts haben nicht alle wie Muoth wenigstens versucht, ihre Gleichsetzung von Sprachwechsel und sprachlich-kultureller, aber auch intellektueller, ja moralischer Dekadenz mit Beobachtungen sprachlicher Fakten zu belegen. Otto Gierè behauptet, ein Sprachwechsel bringe eine «mediocrited intellectuella spaventusa», eine «fürchterliche intellektuelle Mittelmässigkeit» (1935:206) mit sich. Den Beweis liefert ihm Men Rauchs Behauptung, jene Familien, die im Oberengadin und im Domleschg «unsere Sprache verrieten», seien «aus den Reihen prominenter Personen verschwunden»²⁶⁶. In einer philosophisch-psychologisch ausgerichteten Analyse des Zusammenhangs zwischen Sprache und Bewusstsein metapho-

risiert Derungs (1967) den Sprachwechsel als «Fäulnisprozess», «process de schmarschira», bei dem eine dem «romontsch decadent» anhaftende «geistige Lähmung», «schiradadad spirtala», auf die neue Sprache übergreife und sich hier, wie die germanisierten Gegenden leider zeigten, während Jahrzehnten und Jahrhunderten ausbreite²⁶⁷. Den umfassendsten Versuch, die negativen Auswirkungen von labiler Zweisprachigkeit und Sprachwechsel sprachwissenschaftlich zu belegen, unternimmt Cavigelli (1969). Was er auch im Deutschen von zweisprachigen oder vollständig germanisierten Bonaduzern an Verstößen gegen eine synchrone präskriptive Norm feststellt, wird unabhängig von zeitlicher, sozialer, kontextueller, situativer Bedingtheit der Äusserung durchwegs auf kontaktbedingte «Zersetzung der angeborenen Sprachsubstanz» (1969:146), auf «sprachliche Dekadenz» (ibid.), zurückgeführt. Hat das als «germanisierte Mundart» bezeichnete Bonaduzerdeutsch für einen romanischen Begriff keine «adäquate lexikalische Entsprechung» (1969:585), wird triumphierend auf «Lücke», «Verarmung und begriffliche Verwirrung» (ibid.) verwiesen. Hat es mehrere Entsprechungen, wird dies als von der Germanisierung verursachte «offensichtliche Verwischung des begrifflichen Wortinhaltes» (1969:584) interpretiert, als «Fülle von Ausdrücken [...], welche dem eigentlichen Sinn oft nur ungefähr gerecht werden» (ibid.). Die aufgrund solcher zeichentheoretischer Voraussetzungen durchgeboxten ideologischen Folgerungen sind: Begriffsverwirrung, verminderte Denkfähigkeit, beeinträchtigte Persönlichkeitsentfaltung, erschwerte Sozialisation, negative Charakterveränderung²⁶⁸: alles Folgen von Sprachkontakt und Sprachwechsel.

Die inzwischen als «Depravierungs-» oder «Defizit-Hypothesen» kritisierten Diagnosen²⁶⁹ negativer Folgen des befürchteten Sprachwechsels bilden den ideologischen Hintergrund der in «falschem Deutsch» geschriebenen literarischen Texte, die diese Art Ideologie fortschreiben und literarisch umsetzen, aber auch spielerisch vorführen können.

III.2. Literatur und Sprachpflege: Überschneidungen und Divergenzen

Die vielfältigen Beziehungen zwischen literarischem Text und sprachpflegerischer Tradition gehören zu den Grundaspekten der unten (IV.) einzeln vorgestellten Texte und werden daher immer wieder zu thematisieren sein. Im Rahmen dieses einleitenden Überblicks über den sprachlich-literarischen Hintergrund unserer «mehrsprachigen» Texte sollen nur einige der markantesten Überschneidungen zwischen literarischem und sprachpflegeri-

schem Diskurs aufgezeigt werden. Sehr deutlich zeigen sich diese Überschneidungen in der Thematisierung von Sprachkontakt und Sprachwechsel in der Tradition des «Sprachgedichts» (III.2.1.). Vielfältig sind die Vorstellungen einer engen Verbindung zwischen sprachlicher «Reinheit» und ästhetischer Qualität im Zusammenspiel von Poetik, Text und Lesererwartung (III.2.2.). Die Literatur einer bedrohten Sprache als Mittel einer auf Spracherhaltung und Sprachausbau bedachten Sprachpflege? Es erweist sich, dass diese traditionelle Vorstellung in der Vergangenheit weniger hinterfragt wurde als in der Gegenwart.

III.2.1. Sprachkontakt und Sprachwechsel im traditionellen «Sprachgedicht»

Die von Billigmeier als «Herz der romanischen *Renaissance*» (1983:266) bezeichnete romanische Literatur ist mit der sprachpflegerischen Tradition der «romanischen Bewegung» aufs engste verknüpft. Wo sich ihre Rolle auf wiederholende Umgestaltung und Reflexion eines bereits vorhandenen «Sprachdiskurses» beschränkt und wo umgekehrt zentrale Motive und Ideologien dieses Diskurses ihre erste, prägnante Formulierung der Literatur verdanken, bliebe literarhistorisch eingehender zu untersuchen.

Am auffälligsten zeigt sich die Verbindung zwischen «Sprachbewegung» und Literatur in einem bis heute lebendigen Genre, das hier behelfsmässig und unter Ausschluss aller gattungstheoretischen Problematik als «Sprachgedicht» bezeichnet wird. Es handelt sich um meist poetische Texte²⁷⁰, deren thematische Titel oder Titel-Widmungen mit: «Romanisch», «Unsere Sprache», «Muttersprache», «Lob des + Sprachnamen», «Romanisch ist meine Rede», «Dem romanischen Volk» u.a. anzeigen, dass von ihnen im weitesten Sinn «metasprachliche» Aussagen, vor allem Beschreibung, Lob und Kritik von Sprache und Sprechern (meist Lob der Sprache und Kritik der Sprecher) zu erwarten sind. Die Tradition des «Sprachgedichts» führt zur Herausbildung einer kompakten Stereotypie «Lob der Muttersprache», die bis in die 70er Jahre des 20. Jahrhunderts derjenigen der nicht-literarischen sprachpflegerischen Tradition ohne wesentliche kritische Brechungen entspricht. Zu dieser Tradition gehören Texte von Flugi (1845, 1861), Caratsch (1865, 1887), Balastèr (1886), Muoth (1887), Mathis (1887), Tuor (1898), Camathias (1906, 1915), Barblan (1908), Cadieli (1910), Steier (1936), Luzzi (1938), Augustin (1944), Lozza (1951), Wahrenberger-Defuns (1960)²⁷¹. Seit den 70er Jahren – emblematisch ist Plantas parodistischer Titel *Chara lingua da la mamma* (1973)²⁷² – ist die Stereotypie des «Sprachgedichts» vermehrten Brechungen ausgesetzt: das «Lob der Mut-

tersprache» wird, bei allen Beispielen für ungebrochene Kontinuität, vermehrt mit ironischen, parodistischen oder offen kritischen Akzenten durchsetzt. Die Kritik gilt der literarischen Tradition, aber auch älteren und neueren sprachpflegerischen Bemühungen, während die Kritik der Romanen als Opportunisten und Verräter eher konstant bleibt. Zu diesen neueren «Sprachgedichten» gehören solche von Planta (1973:11–17), C.D. Bezzola (1978), Ruth (Pseudonym) (1984), Bardill (1987), Mani (1991)²⁷³.

Hier geht es nicht um vollständige Dokumentation der stereotypen Topik dieser Sprachgedichte, sondern um die Darstellung besonders evidenter Überschneidungen mit nicht-literarischen sprachpflegerischen Diskursen, die sich zu Sprachkontakt und Sprachwechsel äussern.

Den Anfang dieser Tradition bilden zwei Gedichte des Oberengadiners Conradin de Flugi (1787–1874), *Il linguach romaunsch* (1845) und *Als romaunchs ladins* (1861)²⁷⁴. In beiden Texten ist vom Romanischen als Kontaktsprache die Rede, die ersten Verse von *Il linguach romaunsch* erläutern die Brisanz der Frage nach der Herkunft des Romanischen:

Dapertuot as saint’uossa a dumander
 Che chi saja romaunsha favella,
 Sch’ella poass’ün origin demusser
 O provegna a quist’ o da quella? (V. 1ff.)

Die Frage, ob das Romanische «eine Herkunft zeigen könne oder ob es von dieser und jener (Sprache) abstamme», kann nur als Frage nach dem neolateinischen «reinen» oder dem heterogenen «mischsprachlichen» Charakter des Romanischen verstanden werden. Die Antwort verweist zunächst auf die Etymologie: «Romaunsch vain da «Roma» ognün po chapir,» (V. 7) und erbringt dann den ironischen Beweis, dass Französisch, Italienisch und Deutsch jünger als das Romanische und damit nicht Spender-, sondern Empfängersprachen lexikalischer Entlehnungen aus dem Romanischen seien. So habe das Französische seinen «Seigneur» vom romanischen «Segner»: ««Seigneur» vain da «Segner» [...]» (V. 13), das jüngere Italienisch sei dem Romanischen sehr ähnlich: «[...] el disch sco nus «la bell’aurora»» (V. 23), das Deutsche habe Wörter wie «Leid», «Söller» oder «fahrlässig» aus romanisch «led», «suler» und «varlass» übernommen:

Ella ho sieu «Leid» piglo our da noass «Led»
 E sieu «Söller» d’suler sco bain ‘s muossa:
 Sieu «Fahrlässig» vain our da noass «varlass»²⁷⁵

Es hätten also die Gelehrten, «vus doats» (V.43), die sich für die Herkunft des Romanischen interessierten, «diese Sprache als alt und schön zu respektieren», «respetter/tela lingua sco veglia e bella» (V.45f.). Im Gedicht *Als romauntschs ladins* (1861) wird, nach erneuter Berufung auf die «Roma»-Etymologie, festgehalten, dass «es doch eine Schande wäre, das Romani-sche aufzugeben»; «Verguogna füss bain da l'abanduner!» (V.6). Trotz starkem Rückgang sei es noch nicht verschwunden (cfr. V.11f.), obwohl es eine «vernachlässigte Sprache», «neglet linguach» (V.17) sei, könne es seinen Sprechern von Nutzen sein, da es das Erlernen anderer Sprachen erleichtere (cfr. V.18–24). Deshalb solle man es bewahren und fehlende Wörter aus verwandten Sprachen entlehnen:

E 'ls terms chi as maunchen vi e nò.
Pigliels d'ün linguach chi ais parentò. (V.29f.)

Und es nicht wie die Engländer machen, die ihre «arme und schwache Mutter mit ganz fremden Wörtern aufgetakelt haben»:

Con plets tuot esters haun fitò sü
La povra e debla lur màmma. (V.32f.)²⁷⁶

Damit sind schon in diesen frühen «Sprachgedichten» einige der häufigsten, gattungsspezifischen Stereotype versammelt: Alter, Schönheit, neolateinische Herkunft, Eigenständigkeit der auch als «Schlüssel zu andern Sprachen»²⁷⁷ dienenden Muttersprache machen deren Erhaltung zu einem Gebot der Ehre wie der auf Nützlichkeit bedachten Vernunft. Die in ironischer Umkehrung heruntergespielte Bedeutung des Deutschen und der Rat-schlag, sich beim Ausbau des Romanischen am Latein und an neolateinischen Sprachen zu orientieren, sind ebenfalls Konstanten der literarischen wie der nicht literarischen sprachpflegerischen Ermahnung.

Simeon Caratsch (1826–1891)²⁷⁸ kann sich bereits in seinem *Il linguach romauntsch-ladin* von 1865 auf eine sprachpflegerische Tradition berufen, auf «Divers Signuors da grand' doctrina», «diverse hochgelehrte Herren» (V.1), die versucht haben, die Erhaltungswürdigkeit der Sprache nachzuweisen. Daneben hätten «letterats in abbondanza», «Literaten in Hülle und Fülle» (V.43) «[...] in pros'e vers cun eleganza» (V.45) das Ladin verteidigt, das vor einigen Jahren wegen der Gleichgültigkeit der Romanen und der versuchten Germanisierung durch die Schule (cfr. V.15ff.) in grosser Gefahr gewesen sei:

Avant qualch'ans nossa favella
As rechattaiv'in prieveel grand, (V. 7f.)

Da hätten sich zum Glück die «letterats» und mit ihnen viele andere (cfr. V. 19ff.) erhoben, um die Sprache ihrer Ahnen als «pü dutscha [...] e bella» gegen das Deutsche, «l'aspra favella» (V. 23f.), zu verteidigen. Es folgen das «Schlüssel»-Argument (Romanisch hilft beim Erlernen des Französischen, Spanischen, Italienischen, Deutschen, Russischen und Englischen)²⁷⁹ und der Hinweis auf die grosse Schande, «grand' macla» (V. 31), die es bedeutet, eine alte Sprache aufzugeben (cfr. V. 31ff.). Der letzte Teil ist Lob der Sprachpflege: die Gründung einer Zeitung (cfr. V. 39), einer Druckerei (cfr. V. 41f.) und eine vom Dichter vorgeschlagene, romanische «Societed editrice» (cfr. V. 60) gäben Anlass zur Hoffnung. In diesem Text Caratschs zeigt sich das enge Zusammenspiel von Dichtung und sprachpflegerischer Propaganda: der poetische Text schreibt die Chronik der romanischen Bewegung, schätzt ihre Aussichten ein und unterbreitet ernstgemeinte Vorschläge für neue Massnahmen.

Für die poetische Standortbestimmung der romanischen Bewegung ist der zweite Band der *Annalas* wichtig, der drei grosse «Sprachgedichte», Caratsch (1887), Mathis (1887) und Muoth (1887), vereinigt.

Caratschs Euphorie von 1865 scheint zunächst gedämpft, denn er stellt gleich zu Anfang resigniert fest, dass das Romanische «von vielen aufgegeben wird», «el vain da bgers miss dvert» (V. 3) und sein «Tod» damit nur noch eine Frage der Zeit sein kann:

In möd ch'el morirò – pür memma, bod o tard. (V. 4)

Bei der Schilderung der dramatischen Zunahme der Deutschkenntnisse in der romanischen Bevölkerung kann sich Caratsch ironische Untertöne nicht verkneifen. Vor hundert Jahren konnten nur «die Gelehrten, die Weisen und der Bischof» deutsch, jetzt spricht es jeder Kutscher, Schneider und Schuhmacher:

Mentre cha hoz in di – ün l'oda a tschantscher
Ad ogni vittürin – o schneder o chalger! (V. 11f.)

Solcher Spott weist darauf hin, dass es hier nicht nur Sorge um das Romanische im Spiel ist, sondern auch ein gewisses Ressentiment gegenüber einer neueren Zweisprachigkeit des «Volkes», die ein altes bildungsbürgerliches Monopol bricht. Die im ersten Teil des Gedichts gezogene Bilanz ist negativ, das Romanische sei «vernachlässigt, verlassen, am Verschwinden»:

Neglet, abbanduno, – sül punto da croder! – (V. 16)

Ein zweiter, längerer Teil beginnt dann allerdings mit «Ma na!», «Aber nein!» (V. 17) und zählt die verschiedenen «Verteidiger» der bedrohten Sprache auf: die Frauen (V. 19), die Pfarrer (V. 21) und die Dichter (V. 23), die sich bemühen, ihr Ende hinauszuzögern:

El ho eir sieus poëts – chi ‘s daun granda fadia
Per retarder sia fin – sia mort ed agonia; (V. 23f.)

Eindeutiger und nüchterner lässt sich die sprachpflegerische Funktion der romanischen Dichtung im Selbstverständnis ihrer Autoren nicht mehr bestimmen.

Giovannes Mathis' (1824–1912) *La Vusch ladina d'nossas Alps!* (1887)²⁸⁰ ist ein gutes Beispiel für die schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts feste Stereotypie des «Sprachgedichts»: lateinische «Wurzel» des Romanischen (V. 1), Wohlklang (V. 2, 9), Alter (V. 3, 9), Sprache, in der uns die Mütter beten gelehrt haben (V. 6), Sprache der Engel (V. 8), Schlüssel zu andern Sprachen (V. 17ff.) und Garant dafür, dass die Romanen die von ihnen gelernten Fremdsprachen «richtig aussprechen» (V. 20). Umgekehrt hätten Nicht-Romanen mit dem Romanischen als «lingua rera, bain curjusa», «seltener, sehr merkwürdiger Sprache» (V. 21) ihre Schwierigkeiten. Sie entlockten der romanischen Leier viele Misstöne:

A'T pronunzchand faun tschêra gramazchusa
Ils tuns d'Ta Lyra fand suvenz sgrizcher! (V. 21f.).

Diese Behauptungen deuten auf die Einseitigkeit der Wahrnehmung «fremder Akzente», darauf, dass wir phonetische Interferenzen aus der Erstsprache bei andern sehr gut, bei uns selber sehr schlecht wahrnehmen. In der folgenden Strophe ist von anderssprachigen Einschüben ins zeitgenössische Romanisch die Rede:

D'Franzes, Tudais-ch, d'Italiaun uoss' T'masda
Pü d'ün, crajand da 'T render bel, modern, (V. 25f.)

Hier wird die Stilwirkung von Transferenzen oder Lehnbildungen auf eine falsche sprachpflegerische Absicht der Sprecher zurückgeführt, das Romanische «zu verschönern, zu modernisieren» und damit sein Prestige zu vergrößern. Dagegen erhebe sich aber «'l Genio vegl dal Pled-Romauntsch»,

«der alte Genius des Romanischen Wortes» (V. 27). Die Kritik der hinter fremdsprachlichen Einschüben steckenden Intention ist kein Einzelfall und liefert interessantes Vergleichsmaterial zu theoretisch ambitionierteren Interpretationen der Stilwirkung transkodischer Markierungen in literarischen und nicht literarischen Texten. In Caduffs *La vusch dil Rein* (1920) ist diese Kritik Teil einer *laudatio temporis acti*, in der unter anderem die gegenwärtige Einwanderung von Fremden kritisiert wird. Diese Fremden «verunreinigen mit ihrem fremden Wort unsere alte, unsere stolze Sprache»:

Tertognan cun lur jester plaid
Nies vegl, nies losch lungatg. (V. 79f.)

Diese Verunreinigung wird implizit dafür verantwortlich gemacht, dass kaum ein Bauer mehr korrekt romanisch spricht, dass man «deutsche Wörter braucht, um seine Weisheit zu demonstrieren»:

Ins applichescha plaids tudestgs
Per sia sabientsch' mussar (V. 83f.)

Diese konservative Polemik ist deshalb interessant, weil sie Fremdeinschübe nicht einfach wie üblich auf mangelnde Romanischkenntnisse zurückführt, sondern von einer bewussten Verwendung zur Markierung eines bestimmten Status des Sprechers ausgeht²⁸¹.

Muoths *Al pievel romonsch* (1887) ist das wohl bekannteste und meistzitierte Sprachgedicht²⁸², das die kanonischen Argumente um die bereits erwähnte «Defizithypothese»²⁸³ bereichert, die Argumentation, wonach ein Sprachwechsel nur unter Hinnahme eines unüberwindlichen sprachlich-intellektuellen Rückschritts vollzogen werden kann. Dem Aufruf zur Verteidigung der «alten Sprache», «vegl lungatg» (V. 2), folgt die durch Reim und syntaktischen Parallelismus gestützte metonymische oder auch synonymische Identifikation zwischen Sprache und «Gedanken», «pertratg» (V. 4)²⁸⁴. Die zweite Strophe identifiziert das Romanische mit dem «dun», der «Begabung» (V. 14), die dritte identifiziert es mit der «Natur», «natira» (V. 22). Der Sprachwechsel wird in zwei Periphrasen angesprochen: «Satrar tiu dun!», «Deine Begabung begraben!» (V. 14) und «midar natira», «die Natur wechseln» (V. 23). Beide Periphrasen werden erläutert, die erste mit der Behauptung, der im Schatten des Romanischen stehende Geist werde nie «einen andern Sinn erfassen», «concepir in auter senn» (V. 17), eine «neue Begabung hervorbringen», «parturir in niev talent» (V. 18)²⁸⁵. Zur Erläuterung des «midar natira» dient das Deutsch der «Brüder», die den

Sprachwechsel vollzogen haben: es ist «verworren», obwohl die Germanisierung dreihundert Jahre zurückliegt, «reden viele schlimmer als Kinder», und «haben noch immer viele romanische Wörter übrig».

Il vierv matern vegn emblidaus;
Il plaid tudestg ei scumbigliaus;
Biars plaidan mender ch'ils affonts.
Schizun tudestgs da treitschien onns,
Gie tudestgai da treitschien onns,
Han aunc adina plaids romonschs d'anvons. (V. 25–30)

Diese Darstellung von Sprachwechsel als misslingende, in einem hybriden Zwischenstadium steckenbleibende Metamorphose beruht auf einer deterministischen Auffassung einer zugleich als «Natur» und als «Schicksal», «sort» (V. 20), den Menschen prägenden Muttersprache²⁸⁶ und einer verzerrenden Übertreibung der Substratwirkung. Im übrigen braucht Muoth die gängigen metaphorischen Stereotype: die Romanen als Arven, die in der Ebene verkümmern (cfr. V. 35f.), die weinende romanische «Mutter» (V. 45)²⁸⁷.

Tuors *Al pievel romontsch* (1898) übernimmt die Defizithypothese offensichtlich von Muoth; mit der verlassenen, klagenden, vom Tode bedrohten, alten Sprache verschwindet noch mehr ins Grab: Sitte, «Sprache» (wohl: Sprachsinn), Kraft, Begabung, Denkfähigkeit:

Cun el gie svanesch'en fossa
Ti' izonza, viarva, possa,
Tiu talent e tiu pertratg! (V. 16f.)

Camathias' *Nossa viarva* (1906) zeigt ein weiteres Mal die Kompaktheit eines bereits um die Jahrhundertwende festen topischen Inventars, wobei hier vor allem die Sprache-Natur-Analogie²⁸⁸ im Vordergrund steht. In einer sprachkämpferischen Schrift von 1907 macht Camathias den Zusammenhang von Konservatismus und Berufung auf die Natur deutlich: das ländliche Volk erhält seine Sprache, weil es konservativ sei, wie die Natur²⁸⁹. In dieser Schrift, die sich wie eine Summa der sprachpflegerischen Argumentation der Jahrhundertwende liest, skizziert Camathias eine interessante, mit unterschiedlichen Textsorten korrelierte Diglossie. «Wenn die Prosa des Lebens das Deutsche verlangt, so ruft die Poesie des Herzens für Gebet und Lied nach der Muttersprache»²⁹⁰. Neben der häufigen, bis heute variationsreich abgewandelten Antithese zwischen dem Deutschen als

«Brotsprache» und dem Romanischen als «Herzessprache»²⁹¹, ist hier die Verbindung von Domänenbeschränkung und Prestigeerhöhung bemerkenswert; die Untauglichkeit im Alltag wird zum Indiz der sakralen und poetischen Bestimmung der Sprache.

Direkten Bezug auf die behauptete Untauglichkeit des Romanischen als «Brotsprache» nimmt Cadielis *O viarva romontscha!* (1910). Es geht hier in erster Linie um die Beschimpfung der «inneren Feinde» des Romanischen, der «perfiden und undankbaren Söhne», «perfids e malengrazievels affons!» (V. 4), des «schurkischen Verräters», «scroc traditur» (V. 21), die den Tod des Romanischen wünschen und der (falschen) «profets» (V. 25), die sein Verschwinden diagnostizieren. Den undankbaren Söhnen, die behaupten, Romanisch sei «im Handel» nicht zu gebrauchen, «Ins sappi el traffic tei buca duvvar» (V. 6), wird zuerst entgegengehalten, die romanische Mutter habe ihre Söhne ernährt, der romanische Bauer habe – ausgerechnet! – weder Deutschland noch Italien gebraucht²⁹². In rhetorischer Frage kommt dann der Materialismus-Vorwurf: «Has ti tiu lungatg per cumprar mo e vender?», «Hast du deine Sprache nur zum kaufen und verkaufen?» (V. 13), der Vorwurf, den Magen als «idol» dem Herzen vorzuziehen²⁹³. Den Schluss bilden pathetische Todesvisionen: wenn es sterben soll, soll das Romanische «en vestgiu de parada», «im Paradegegend» (V. 31) sterben; der letzte Wunsch der treuen Kinder ist ein romanisches Vaterunser am Grab der Mutter (V. 36). Die Wunschvorstellung der «im Paradegegend» sterbenden Sprache²⁹⁴ hat eine textbezogene, poetologische Dimension, von der noch die Rede sein wird.

Ein neues, interessantes Argument gegen das «Sprachgemisch» ist in P. A. Lozzas *Linguatg da Murmarera* (1951) zu finden. Nach drei Strophen Lob der Sprache von Marmorera, die den Mustern der skizzierten Tradition folgen, wird in der vierten Strophe begründet, warum ihre «Bastardisierung durch den Mischmasch fremder Sätze» zu vermeiden ist; «damit wir in unserer alten Sprache mit unseren Toten reden können».

Cul mandritsch da frisas estras
legnsa betg al bastarder, –
tgi cul vigl patuà nus pössan
culs noss morts puspe tschantscher. (V. 13 ff.)

Die explizierende Übersetzung von Uffer²⁹⁵ macht klar, dass hier vor der Gefahr gewarnt wird, mit den Ahnen im Jenseits nicht reden zu können, weil diese die Fremdelemente der neueren Sprache nicht verstehen. Die sprachhistorisch problematische Voraussetzung dieser Warnung ist eine

häufige, vielen Polemiken zugrundeliegende Annahme, wonach die ältere Sprache selbstverständlich die reinere ist.

Nach dem oben angedeuteten Bruch in der Tradition des «Sprachgedichts» wird nicht nur dessen Stereotypie einer ironisierenden Kritik ausgesetzt, kritisiert werden auch die Sprachpflege und ihre Institutionen, ja sogar die Sprache selber, die als Hort obsoleten und reaktionären Gedankenguts angeprangert wird.

In seinem *Rumantsch – eu't gratulesch* (in:1978:35–37) spielt Bezzola mit dem häufigsten Epitheton, «lingua da la mamma» durch Inversion und Neumotivierung:

tü «lingua da la mamma»
tü mamma da las linguas (V. 3f.)

In Bardills *Lingua materna* (1987) wird die entfremdete Funktion der von Sprachpflege und Identitätssuche vereinnahmten Sprache angesprochen:

Sexibambola dals linguists
Vibratur per identitorgassems (V. 13f.)

Neben solcher Invektive finden sich auch alte Stereotype, wie die Bitte, die Muttersprache in Würde sterben zu lassen²⁹⁶.

In Ruths (Pseud.) *Romontsch* (1984) steht vor allem die Verbindung zwischen Sprache und kulturell-ideologischer Stereotypie im Zentrum der Kritik²⁹⁷.

Die Frage von Sprachkontakt, Sprachwechsel und sprachlicher «Reinheit» ist in diesen neueren «Sprachgedichten» offensichtlich weniger zentral.

III.2.2. Reine Sprache, reine Dichtung? Literatur zwischen sprachpflegerischem und ästhetischem Anspruch

Zur Veranschaulichung der wechselseitigen Durchdringung ästhetischer und ausserästhetischer sprachlicher Haltungen braucht Mukařovský das Beispiel «Lob und Verteidigung der Muttersprache», das sich auf die oben besprochenen «Sprachgedichte» unmittelbar übertragen lässt: «Wenn man z.B. in Lob und Verteidigung der Muttersprache über deren positive Eigenschaften spricht, so pflegt ihre ästhetische Vollkommenheit nur als eine von vielen angeführt zu werden, alle anderen Eigenschaften jedoch erscheinen auf einmal mit einer ästhetischen Färbung, die sie in einem solchen Masse durchtränkt, dass sie terminologisch nicht «ausgeklammert» werden

kann.» (Mukařovský 1977:102f.). Der Hinweis auf eine durch Verallgemeinerung zustandekommende «Ästhetisierung» sprachbezogener Attribute (die «alte», die «vertraute» Sprache) ist im Zusammenhang mit den besprochenen «Sprachgedichten» wichtig. In diesen ausgeprägt metasprachlichen Texten zeigt sich nämlich eine weitere Verallgemeinerung, durch die ästhetische Qualitäten von der Sprache auf den einzelnen Text übertragen werden. Diese Übertragung ist in «Sprachgedichten» besonders evident, sie zeigt sich aber auch in verschiedenen Formen sprachbezogener Äusserungen in andern Textsorten. Die Bedrohung der Sprache, die Einbindung der Literatur als Mittel der Sprachpflege, der Vorführung sprachlicher Vielfalt, «Reinheit» und Ausbaufähigkeit²⁹⁸ scheint diese «Wertübertragung» von der Sprache auf den Text zu begünstigen. Der Text leitet ästhetische Qualitäten mehr oder weniger explizit aus der Sprache her und projiziert sie wieder, im Anspruch ihre «Schönheit» zu zeigen, auf diese zurück. Dieses Wechselspiel, das als ästhetischer Teilaspekt des «Langue»-«Parole»-Zirkels aufgefasst werden könnte, lässt sich zunächst in den erwähnten «Sprachgedichten» beobachten.

Was Giovannes Mathis (1887) dem Romanischen andichtet:

Tü est la lingua veglia, la sonora,
 Per prosa, rima ais Tieu tun dutsch, clêr,
 [...]
 Rich'ais Ta Lyra d'veglia melodia,
 Armonius Tieu pled, per ogni chaunt
 (1887, V.9f., 13f.)

bezieht sich nicht nur auf die romanische Dichtung im allgemeinen, sondern, ob nur zwangsläufig oder selbstexegetisch bewusst, auch auf die eigene und vorliegende. Für die der Sprache im poetischen Text zugesprochenen euphonischen Qualitäten muss der Text selber zum Beispiel werden, die gelobte «Melodie» muss im Lob zu hören sein. Auch die in Cadieli (1910) ausgesprochene, seltsam anmutende Wunschvorstellung, das Romanische möge «en vestgiu de parada», «im Prunkgewand» sterben, muss unter diesem Aspekt gelesen werden:

E fuss ei aschia, stuess inagada
 Ord nossas valladas svanir il lungatg,
 Duei el murir en vestgiu de parada,
 Duei el murir sco in clar di de matg.²⁹⁹

Als Referenz dieses metaphorischen «Prunkgewandes» kommt am ehesten die romanische Dichtung selber in Frage, der aufgrund seiner Etymologie und nach häufiger Metapher als gewobenes Tuch vorgestellte «Text», dessen literarische Sprache wiederum, im Bereich ihrer hohen Register, metaphorisch als «Festkleid», «Sonntagsuniform» u.ä. angesprochen wird³⁰⁰. In diesem Wechselspiel rechtfertigt sich poetische Rhetorik als Geste der Pietät gegenüber der sterbenden Sprache.

Die Besonderheit der Verbindung zwischen der bedrohten Kleinsprache und ihrer Dichtung wird in dieser immer wieder thematisiert. So etwa in den Anfangsversen von Lansels *La poesia rumantscha* (1935)³⁰¹:

Nossa poesia, fin dal prüm innan
colliad'al rumantsch e sia vantüra, (V. 1f.)

Die Dichtung ist es denn auch, die kraft ihrer prophetischen Gabe (cfr. V. 21f.), die ihr Lansel in Anlehnung an die Vorstellung des «poeta vate» zuschreibt, über das künftige Schicksal der Sprache wahr sagt. In unserem Fall beschränkt sich die Voraussage allerdings auf den etwas flachen Slogan: «il rumantsch nu po murir», «das Romanische darf nicht sterben» (V. 23). Die hervorragende Rolle der Dichtung als Hüterin des «versteckten Schatzes» wird in Lansels *Il vegl chalamer* (1922)³⁰² umrissen:

Perch'als poets, la schlatt'ha da tots temps
surdat la clav da seis tesor zopà.
Libramaing ch'and disponan, pisserond
quel nö'be da mantgnair mo d'craschantar; (V. 92f.)

Dass die Dichter den «versteckten Schatz» nicht nur «erhalten», «mantgnair», sondern «äufnen», «craschantar» (V. 92) sollen, lässt darauf schließen, dass sich die «Schatz»-Metapher auch auf Sprachliches bezieht. Spracherhaltung (durch Reaktualisierung von Obsoletem) und Sprachausbau (durch poetische Neologie) gehörten damit zu den Aufgaben, die die Sprachpflege der Dichtung überträgt, die die Dichter aber auch von sich aus in ihre Poetik übernehmen und in ihren Texten umsetzen.

Sprachpflegerische Anliegen und poetologische Reflexion verbinden sich auch im Bereich von Selbstexegese und Einschätzung der Bedeutung des eigenen dichterischen Werkes. So will Gion Not Spegnas die Bedeutung seiner sprachpflegerisch motivierten Gedichte ausdrücklich, wenn auch nicht ohne *understatement*, auf die Exemplifizierung der Schönheit des Oberhalbsteinischen beschränkt wissen. «Ia sarò cuntaint, schi ellas servan scu

mussamaint dalla valeta e retgezza digl bel, sonor e vigorous idiom surmiran. Otras pretensiungs on ellas betg.»³⁰³

Das Ineinandergreifen von Poetik und Sprachpflege findet im «Sprachgedicht» seinen offensichtlichsten Ausdruck, doch zeigt es sich nicht nur hier oder in andern Thematisierungen irgendwelcher Aspekte der «Sprachfrage». Enge personelle und ideelle Kontakte zwischen Philologen und Dichtern haben zu einer selbstverständlichen ästhetischen Interpretation puristischer Forderungen im Bereich der Poetik und entsprechender Umsetzung im poetischen Text geführt. Der Lyriker Andri Peer attestiert der bündnerromanischen Philologie, sie habe das «romanische Gewissen» geweckt, «die wirklichen Schätze aus viel fremdem Ramsch, der sie entstellte, herausgehoben», «salvà ils bains vardaivels our da blera rüzcha estra chi'ls sgradaiva», Ordnung gemacht, wo Unordnung war, die Lehrer beraten, «die Dichter angespornt und ihnen die reichen Speisekammern der Sprache aufgetan», «aguaglià ils poets e'ls drivi las abundantas chaminadas da la lingua»³⁰⁴. Die folgende Beschreibung der Arbeit und des Werkes «unserer grössten romanischen Dichter» kann im Hinblick auf Peers eigene Poetik gelesen werden: «Nun invlidain cha noss plü grands poets han stübià a fuond il rumantsch [...] tadland cun uraglia fina la verva dals vegls e la tschantscha da lur temp, e giand modest inavo pro las funtanas ad arschantar la bocca. Masdügls nun hana fat.» (1954:7)³⁰⁵. In der Rückkehr zu den romanischen Klassikern fühlt sich Peer, wie er in seinem literarischem Tagebuch *Paginas dal diari* (1982:101–167) schreibt, «von einer Musik, aber auch von einem reinen romanischen Geist getragen, der mein eigenes Schreiben und Denken reinigen möge, ohne den Stil zu sehr mit Archaismen zu verdunkeln [...]», «portà d'üna musica, mo eir d'ün spiert rumantsch genuin chi vöglià pürifichar meis agen sriver e pensar, sainza ins-chürir massa il stil cun archaissems [...]» (1982:152). Diese Bemerkungen enthalten nicht nur das *Credo des poeta doctus*, der sich auf die sprachlich-literarische Tradition beruft, sie sind auch ein Manifest einer Ästhetik des «Reinen» und «Ursprünglichen», die sprachlichem «Gemisch», «masdügls», aber auch einem, mit «romanischem Geist» nicht zu vereinbarendem, «unreinen Denken» eine Absage erteilt. Die sprachliche Grundfigur von Peers Lyrik ist denn auch, trotz der für sie kennzeichnenden intertextuellen Bezüge zu europäischer Lyrik, nicht der fremdsprachliche Einschub oder die neologistische Lehnbildung, sondern der Archaismus, in geringerem Masse der damit vereinbarte Surselvismus³⁰⁶. Fremdsprachliche Einschübe finden sich dagegen in Peers Prosa³⁰⁷, was auf die von Bachtin festgestellte grössere «Offenheit» der Prosa gegenüber der «geschlosseneren» (ernsten) Lyrik deutet³⁰⁸.

Die bisher referierten Aussagen zur Verbindung von Sprache und Dichtung suggerieren durch ihre häufige Reichtums-Metaphorik eine ungebrochen euphorische Poetik-Tradition, die alle Schwierigkeiten und Nachteile auszublenden scheint, die der literarische Umgang mit der ausbaubedürftigen Kleinsprache doch mit sich bringen muss. Dieses Bild muss insofern korrigiert werden, als diese Schwierigkeiten nicht einfach verdrängt, sondern im Sinne einer Ästhetik der Einfachheit, der Natürlichkeit, der sprachlichen Unverbrauchtheit, des poetischen Primitivismus umgedeutet werden. Zu den ersten, die Defizite feststellen und umdeuten, gehört Flurin Camathias, der dem Romanischen zuerst alle Schönheiten der Berglandschaft zuschreibt, dann aber festhält, es fehle ihm «der feine und grossartige Reichtum und die Variationsbreite» der grossen Nachbarsprachen. Das Romanische sei wie eine edle alte Geige, die aber weniger Saiten habe, weshalb es grössere Handfertigkeit brauche, um ihm gleichviele «schöne und edle Klänge» zu entlocken: «Nies lungatg ei gie bials sco nossa Rezia sezza, sonors sco nos uals alpins, vigurus e stagsns sco ils fils de nossas cadeinas de cuolms – mo la fina e grondiusa rihezia e variaziun dils lungatgs vischinonts pli cultivai ha el buca pudiu contonscher. El ei sco ina gegia veglia d’oreifra construcziun, de ferm e niebel tun, mo disfavoreivlamein provedida mo cun duas treis cordas.» (1909:396f.). In dieser Balance zwischen der überdurchschnittlichen natürlichen Schönheit und der unterdurchschnittlichen kulturellen Elaboriertheit scheint für Camathias der negative Aspekt zu überwiegen, sein Hinweis auf sprachliche Defizite steht in einem Plädoyer für die Anwendung milderer literarkritischer Massstäbe auf bündnerromanische Texte. Häufiger ist der Hinweis auf die «Natürlichkeit», die «Ursprünglichkeit» des Romanischen mit positiven Wertungen verbunden. Cla Biert hält in seinem Beweis der ästhetischen Tauglichkeit des Romanischen zunächst fest, seine Syntax sei «sehr flexibel und überhaupt nicht etikettiert, fixiert wie bei andern Sprachen», «flexibla e brichafat etikettata, fixada sco pro otras linguas» (1970:5). Das Romanische wird mit weicher Tonerde verglichen, seine fehlende Elaboration als Potential des Rohstoffes gelobt³⁰⁹; dann wird behauptet, dass sich mit dieser «wundervollen Sprache», «lingua müravgliusa», alle Klänge und Akkorde produzieren lassen. Schliesslich entwirft Biert ein ästhetisches Modell der mythischen Qualitäten des Romanischen als «Mischsprache», die harte lateinische, runde nordische und rauhe slawische Elemente mit dem Duft rätischen Bodens verbinde: «Quai es üna tschantscha lomma e düra in d’üna, amara e dutscha, secha (latina) e ruduonda (nordica) ed aspra (slava) e cun savur da terra retica, nudrida cun forza sü dals idioms [...]. Eir schi mancan blers plets tecnics, schi’l rumantsch es tuot oter co pover.» (1970:5). Dies ist

nicht etwa ein Lob von «Mischsprache» im Sinne transkodischer Markierungen, dies ist das Bild einer alle Gegensätze enthaltenden und vereinigenden, rätischen «Ursprache», die, wie die Sprache aus der «Kindheit der Menschheit», nur eine poetische sein kann. Damit trifft sich der Erzähler Biert im Bereich ästhetisierender Sprachmythologie mit dem Dichter Andri Peer, der das Romanische als «linguach concret, plastic e «primitiv»» (1983: 195) kennzeichnet.

Die nicht nur von Biert erkannten Lücken des Romanischen im Bereich des technischen Wortschatzes und die in solchen Sprach-Poetiken sich artikulierende Faszination für eine «nach rätischer Erde duftende» Sprache lassen sprachlich rückwärtsgewandte literarische Umsetzungen erwarten. Tatsächlich stellt Camartin ein allgemeines Vorherrschen sprachlichen Konservatismus und Dokumentarismus in der romanischen Erzählliteratur fest. Diese sei viel eher «eine Art Wegweiser zurück in die Sprache der Kindheit» (1976:291), ihr Anliegen sei weit häufiger die «abbildende Wiedergabe von entschwindender sprachlicher Realität» als das «aktive Ausformen der in der funktionierenden Umgangssprache noch enthaltenen Möglichkeiten» (1976:293). Autoren wie Jon Semadeni, Cla Biert, Gion Peder Thöni, Toni Halter, Vic Hendry, Gion Deplazes reagieren nach Camartin auf den rasanten gesellschaftlichen Wandel mit einer «pädagogischen Strategie» oder gar «Reaktion», ihre Werke seien durch «nicht nur sprachliche Opulenz» (1985:176) gekennzeichnet, überhaupt lebe romanische Literatur «von und mit jenem geradezu barocken Sprachreichtum, der für bestimmte bäuerliche Lebensbereiche charakteristisch ist.» (1985:177)³¹⁰. So scheint sich, in Analogie zur Lyrik, die sich auf «Wohlklang» und «Melodie» der Sprache verlässt, erzählende Prosa auf lexikalischen Reichtum obsoletter Fachsprachen und auf eine reiche, expressive Idiomatik der gesprochenen Umgangssprache als Garanten einer ästhetischen Qualität «realistischer» Texte zu verlassen. Diese Tendenz ist, so gut sie sich belegen lässt, nicht die einzige: durch literarische Neologie ist die romanische Kunstprosa, auch die ältere, am Sprachausbau beteiligt³¹¹, die literarische Mimesis der Umgangssprache zeigt auch in älteren Texten nicht nur das «Sonntagskleid», sondern auch das vom Sprachkontakt gezeichnete «Alltagskleid» der Sprache.

Die aufgeführten Beispiele sprachbezogener Poetik scheinen auf eine selbstverständliche Allianz und problemlose Symbiose zwischen Literatur und puristischer Sprachpflege hinzudeuten, wie sie Lausberg feststellt: «Der Schriftsteller oder Dichter ist ein Purist, der sich streng an die *auctoritas* hält und zu ihren Gunsten die lebendige *consuetudo* (insbesondere die in diese eingedrungenen Fremdwörter, Neologismen und fremde oder neuartige Wortfügungen) verwirft. Dieser Purismus trifft z.B. auf die it. Litera-

tursprache des 16.–19. Jh. zu.» (1963:45f.). Tatsächlich melden sich immer wieder auch jüngere Autoren mit Warnungen vor sprachlicher Verwahrlosung durch «Sprachmischung» zu Wort. In einer Artikelserie mit dem eher anti-puristischen Titel *La mania da correger* nimmt der alles andere als puristische Autor Göri Klainguti zu Fragen sprachlicher Reinheit und entsprechender puristischer Belehrung des «Volkes» Stellung. Trotz dezidierter Kritik an der Belehrungssucht der romanischen Intelligenz werden vor allem zwei Arten von «Mischsprache» als nicht akzeptabel und damit korrekturwürdig eingestuft. Die häufige Einschaltung schweizerdeutscher Lexeme vom Typ: «Il gemeinderat ho fat il beschlissen» wird als «discurröz pel muond aint», «gedankenloses Geplapper» kritisiert, dem berechtigterweise schon früh ein erfolgreicher Kampf angesagt worden sei³¹². Als notwendig wird auch der korrigierende Hinweis auf Lehnübersetzungen aus dem Deutschen eingestuft³¹³. Die innerhalb gewisser Grenzen verteidigte Praxis des Korrigierens hat aber Auswirkungen, die nicht nur das allgemeine kommunikative «Klima», sondern auch die Rezeption und die Produktion literarischer Texte beeinflussen. Hierzu macht Klainguti in anderem Zusammenhang eine interessante Bemerkung: «In rumauntsch – cun tuot l'exercit da correctuors e pürificheders e'l grand maungel da solits chi simplamaing be drouvan nossa lingua – vainsa d'inrer a qualchün chi scriva aposta roba fosa u almain brichafat üsiteda. Il prievevel per quel chi rumpa las normas linguisticas es evidaint: Il public po appredscher ün möd da dir poch üsito be sch'el ho la fiduzcha in sieu autur, sch'el es dimena persvas cha que saja intenziun e na ün fal capito per svista u ignoraunza.» (Klainguti 1987:23–24). Die von einem «Heer von Korrektoren und Sprachreinigern» bearbeitete Leserschaft wittert in literarischen Normverstößen automatisch Fehler und rechnet nur dann mit der Möglichkeit eines Stilmittels, wenn sie dem entsprechenden Autor besonders «vertraut». Ob dies eine ausreichende Erklärung der häufig überdeutlichen Markierung und Kommentierung der in literarischen Texten simulierten «Mischsprache» ist oder nicht, bleibt zu erörtern. Wichtig ist auf alle Fälle, dass hier auktoriale Selbstzensur und damit Beschränkung der künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten auf puristisches Klima und normativen «Terror» zurückgeführt wird. In die gleiche Richtung deuten die folgenden Verse aus dem bereits erwähnten «Sprachgedicht» von C.D. Bezzola *Rumantsch – eu'T gratulesch* (1978):

Rumantsch

[...]
Tü'm stüfchaintast
scha tü spettast
cha meis plets sun albs sco flocs,
sast,
minchatant n'ha l'impreschiun
ch'eu at stögliä sagliantar
per charezzar teis tocs. (V. 34ff.)³¹⁴

Die der Dichtung übertragene Aufgabe, die «Reinheit» der Sprache zu veranschaulichen, wird von dieser also in neuerer Zeit vermehrt als einschränkende Zumutung in aller Deutlichkeit zurückgewiesen. Damit lösen sich ästhetischer Anspruch und kritische Selbstbeurteilung im Bereich der auktorialen Poetik definitiv von der Sprache, um sich ausschliesslich auf den Text zu konzentrieren. So sind es denn die Autoren und nicht die Kritiker, die schon lange, in letzter Zeit aber verstärkt, eine «bedingungslose» Kritik ihrer Werke fordern, eine Kritik, die keine speziellen sprach- und literatursoziologischen Bedingungen mehr veranschlagt, sondern sich auf die Ästhetik der Texte konzentriert³¹⁵.

Das alte Vertrauen auf die Sprache als Garantin für Qualitäten des Textes scheint da und dort in poetologisch argumentierender Propaganda für den neuen Schriftstandard «Rumantsch Grischun» wieder auf. Das alte Argument der «unverbrauchten Sprache» taucht wieder auf, neben neuen Ansichten, wie derjenigen, «Rumantsch Grischun» sei die Voraussetzung für literarische Ironie³¹⁶.

Verlagert haben sich nach Camartin auch die Bedürfnisse der Leserschaft: «Die jüngere Generation von Bündnerromanen wird einem Buch, das in rätoromanischer Sprache erscheint, nicht a priori einen anderen Stellenwert als einer deutschsprachigen Publikation einräumen. Für sie dürfte immer mehr zum Kriterium werden, ob das Buch «interessant» ist, und das heisst hier: ob es die eigenen Interessen fördert, anregt, reizt, und nicht, in welcher Sprache es abgefasst ist.» (1986:24). Dass sich Autoren- und Leserschaft von einer auf Sprachpflege eingeschworenen Literatur abwenden, hat allerdings nicht zur Folge, dass die «Sprachfrage» (Sprachkontakt, Sprachbedrohung, Sprachwechsel) als Gegenstand literarischer Mimesis und metasprachlicher literarischer Kommentierung in den Texten seltener wird oder verschwindet.